

MARTIN SPIEß
Fast nichts ist mehr da, fast alles weit weg

In dieser Reihe bisher erschienen:
Jan Fischer: Unter den Türmen hinter der Stadt
Julia Jellusova: Kirschbaum, verdammt
Agnes Domke: Irdenday
Martin Spieß: Fast nichts ist mehr da, fast alles weit weg



Originalausgabe
Copyright 2022 by Librikon Verlag, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Photographie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Lektorat: Jan Fischer
Coverbild: Daniel Ableev
Covergestaltung: Haakon Auster
Printed in Europe
ISBN 978-3-948874-03-2
www.librikon-verlag.de

MARTIN SPIEB
Fast nichts ist mehr da, fast alles weit weg

Stories

*This is a new dawn rising
Over this shadowland
Tearing you from the world that you used to know*

– Kreator



Inhalt

Krankheit und Struktur

Kaffeehaferflocken

Gute Nachrichten

Dachschaden



Krankheit und Struktur

1

Wenn sie ihn morgens um 7 Uhr wecken, sitzt er schon aufrecht im Bett und tut so, als sei er im Begriff, aufzustehen. An manchen Tagen hat er auch ein Buch in der Hand. Er lässt sich immer wieder Bücher schicken, damit sie ihm glauben, dass er so früh schon liest. Die ungelesenen Bücher stapeln sich auf dem kleinen Tisch vor dem Fenster.

Er hat mal gehört, dass Menschen mit Legasthenie nicht richtig lesen können, weil die Worte vor ihren Augen verschwimmen, zu Buchstabensalat, der obendrein Kopfschmerzen verursacht.

Er hat zwar keine Legasthenie, aber die Geschichten erschließen sich ihm nicht. Wenn er einen Satz liest, hat er ihn eine Zeile weiter schon wieder vergessen, und den nächsten eine Zeile danach. Und immer so weiter. Genau genommen sind die Bücher also

nicht ungelesen, er hat nur vergessen, was er gelesen hat. Manchmal hat er den Autoren gegenüber ein schlechtes Gewissen, aber die meiste Zeit ist er froh, dass er seine Zeit hier irgendwie rumkriegt, es irgendwie durch den Tag schafft. So oft er kann, versucht er zu schlafen.

2

Sobald die Pflegekraft aus dem Zimmer ist, legt er sich wieder hin. *Wer schläft, kann nicht denken*. Spätestens, wenn er nicht zum Frühstück erscheint, kommt jemand, um nach ihm zu sehen, und dann muss er aufstehen.

Rachel sagt, sie täten das nicht, weil sie so nette Menschen seien. Sie würden lediglich sicherstellen wollen, dass ich er sich nicht suizidiert habe.

„Versicherungstechnische Gründe“, hat sie gesagt. Damit sie nicht verklagt würden, wie in US-amerikanischen Serien. Das gäbe es mittlerweile auch in der deutschen Wirklichkeit. Er kennt sie noch nicht lange, aber Rachel scheint sich auszukennen. Hier drin und draußen.

Außerdem geht es ihr viel besser als ihm. Weil sie länger hier ist als er? Weil er keine Tabletten nimmt? Weil er ein schlechterer Patient ist?

„Das Wort ‚suizidieren‘ kannte ich vor meinem Aufenthalt hier nicht“, hat er ihr gestanden.

„Komisches Wort, oder?“, hat sie gefragt.

„Suizidieren?“, fragte er.

„Nee, Aufenthalt“, hat Rachel gesagt und gekichert.

„Als wäre das hier ein Hotel.

*Herzlich willkommen im Gasthaus zur lockeren Schraube!
Wir hoffen, Sie fühlen sich hier so wohl wie zu Hause. Hier
ist Ihre Schlüsselkarte, die Fahrstühle finden Sie da links,
Frühstück gibt es bis halb zehn, Tabletten bis zu dreimal
täglich. Genießen Sie Ihren Aufenthalt! Und wenn Sie
irgendeinen Wunsch haben, zögern Sie nicht, zu fragen.*

„Erstklassiger Service“, hat Rachel gesagt und immer noch gekichert.

3

Ob er es nicht zumindest mal versuchen wolle mit dem Frühstück, fragt die Pflegekraft. Er solle heute zur Abwechslung auch mal wieder etwas Richtiges essen, vielleicht etwas Brot oder Müsli, nicht wieder nur Obst oder Joghurt.

Gleich sagt sie noch, dass Essen Leib und Seele zusammenhält.

Sie sagt, dass ihr sein Gewicht gar nicht gefalle.
Mein Gewicht ist das Einzige, das ich an mir mag.
Es ist das Einzige, auf das er Einfluss hat, während
ihm alles andere durch die Finger rinnt.
Gewichtszunahme, Gewichtsverlust.
Essen, nicht essen.
Ursache, Wirkung.
*Was mir an mir alles nicht gefällt, damit fange ich besser gar
nicht erst an.*

Anfangen.
Warum kann es nicht mal aufhören.
Dieser Gedanke bringt ihn beinahe zum Lachen.
Bräuchte.
Vielleicht.
Wenn er lachen könnte.

4
Er weiß noch genau, wie es angefangen hat. Er
wachte auf und fühlte sich plötzlich so schwer, so
müde, so antriebslos. Ein paar Tage lang hat er sich
das mit kindlichem Staunen angeschaut. Geglaubt,
das würde schon wieder. Vielleicht, dachte er, hatte
er zu viel getrunken oder etwas Falsches gegessen,
vielleicht hatte er auch einfach ein paar schlechte

Tage. Hat ja jeder mal, einen schlechten Tag, das geht wieder vorbei. Nach einer Woche wurde er nervös und befragte das Internet.

Die Suchmaschine sagte Depression.

Einen Link weiter stand, man solle die Finger davonlassen, die eigenen Symptome zu googlen, und sich lieber professionelle Hilfe suchen.

Merklich geschadet aber hat ihm die Recherche nicht, findet er. Im Gegenteil: die detektivische Neugier, der unbedingte Wille, herauszufinden, was plötzlich mit ihm los war, hat ihn nicht vollkommen den Verstand verlieren lassen. *Vielleicht war das eine seltsame Ausformung meines Selbsterhaltungstrieb.*

Ich lasse mir doch nicht von meinem Kopf, wo kommen wir denn da, also ich muss doch sehr.

Angehalten hat das natürlich nur eine Weile. Wenn Trotz gegen Depressionen helfen würde, gäbe es sie nicht. Er hätte ihr einfach ein entschlossenes *Verpiss dich, Verzweiflung!* entgegengerufen, und das wäre es dann gewesen.

Der Konjunktiv ist ein hinterhältiger Bastard.

So viel ist klar.

5

Irgendwann hat seine Freundin gesagt, er solle sich Hilfe holen. Sie sei gerne für ihn da, könne aber nur so viel für ihn tun. Seit es ihm so beschissen gehe, sei sie überfordert. Sie wisse einfach nicht, was sie tun solle. Sie bekomme Angst, bei diesen Scherzen über Suizid, weil sie nicht wisse, ob er es nicht vielleicht doch ernst meine. Und wenn er es ernst meine, mache ihr das nur noch mehr Angst. Solle sie ihn ins Auto stecken und mit ihm in die psychiatrische Notaufnahme fahren? Solle sie ihm vertrauen, wenn er sagt, dass es nur ein Scherz gewesen sei und er sich nichts antun würde? Wie solle sie denn ein Auge zu machen, wenn sie sich nicht sicher sein könne, ob er am nächsten Morgen noch am Leben sei? Sie beide könnten das nicht alleine hinbekommen, sie bräuchten professionelle Hilfe. Sie helfe ihm, wo sie könne. Aber manches könne sie eben nicht.

Kurz nachdem er eine Therapeutin gefunden hatte, hat seine Freundin sich von ihm getrennt. Auch das bringt ihn beinahe zum Lachen. Beinahe.

Babe, baby, baby, I'm gonna leave you.

— |

Rachel sagt, das sei typisches Verhalten. Jemanden mit einer psychischen Erkrankung zu daten, mache nicht sonderlich viel Spaß, und die meisten Menschen hätten vergessen, dass auch ohne Ehering gelte, dass man in guten und in schlechten Tagen füreinander da zu sein habe. Die meisten Leute glaubten, eine Beziehung brauche überzuckertes Hollywoodglück oder zumindest Vorabendserienfreude. Das sei nicht gerade hilfreich.

Ihre Freundin habe sich auch von ihr getrennt, als es immer schlimmer wurde. Sie verüble es ihr nicht einmal, es sage lediglich eine Menge darüber aus, wie kaputt das Bild von Liebe sei, das viele Menschen hätten. Und dass noch viel mehr Menschen nicht verstünden, dass psychische Krankheiten genau das seien: Krankheiten. Niemand würde ernstlich in Betracht ziehen, sich zu trennen, wenn der Partner an Krebs erkrankt oder die Partnerin einen Verkehrsunfall hat. Und täte man es doch, sei man eben ein Arsch.

Er mag Rachel. Hätten sie sich draußen kennengelernt, wären sie nicht hier drin und nicht krank, dann wären sie vielleicht befreundet. Er findet es nicht mehr beunruhigend, dass diesem Gedanken kein entsprechendes Gefühl folgt.

Beunruhigung ist ein Gefühl, das der Vergangenheit angehört. Wenn überhaupt, verspürt er Unruhe. Ansonsten ist alles, was er fühlt, Verzweiflung. Die ist allerdings so intensiv, dass er sich fragt, ob man noch von einem Gefühl sprechen kann. Was ist die Steigerung von Gefühl?

Wenn er es sich genau überlegt, ist es also gar nicht Rachel, die er mag. Er glaubt nur, sie zu mögen, weil er sich daran erinnern kann, wie es war, jemanden sympathisch zu finden und Freundschaft zu schließen. Zeit zu verbringen, im Park, am See, bei Radtouren und Spieleabenden, in Bars und Cafés. Er findet es auch nicht beunruhigend, dass die Erinnerung an sein früheres Leben verblasst und die Hoffnung, dass es wieder so wird, wie es einmal war, mehr und mehr schwindet.

Er ist sich nicht mal mehr sicher, ob es überhaupt je einen anderen Zustand gegeben hat als den, in dem er sich jetzt befindet. Woher soll er wissen, was wahr ist beziehungsweise war, wenn er seinen eigenen Gedanken und Gefühlen nicht mehr trauen kann?

Wie war das mit dem Täuschergott bei Descartes? Und ob es in der Matrix Depression gibt? Wenn ja, was hat die für einen Zweck? Reicht

es den Maschinen nicht, dass die Menschen in Nährlösungstanks schwimmen? Müssen sie im faken Matrixleben in einer Suppe aus Verzweiflung schwimmen?

Früher hätten ihn solche Fragen beflügelt und er hätte mit seinen Freunden stundenlang darüber nerdy Gespräche führen können. Er hätte gesagt, darüber müsse man mal eine Hausarbeit schreiben. Oder gleich eine Doktorarbeit. Oder nein, ein Stand-up-Bit. Vielleicht einen Song. Ach was, ein Konzept-Album!

Aber er hätte damals auch nicht damit gerechnet, selbst mal eine Depression zu kriegen. Gedankenspiele sind so lange lustig, wie–

Der Konjunktiv und so weiter.

So viel ist klar.

6

„Haben Sie dich auch schon in die Mangel genommen?“, fragt Rachel, als er vom Pflegegespräch zurückkommt. Er nickt.

„Partnerschaftliche Beziehungen sind zu unterlassen, weil sie einen negativen Einfluss auf

die Therapie haben“, zitiert sie die Stationsregeln, hebt den Blick und setzt ein Grinsen auf. „Wusstest du, dass man dafür entlassen werden kann?“

Er schüttelt den Kopf.

Sie nickt heftig.

„Mal abgesehen davon, dass ich auf Frauen stehe – wieso gehen die gleich davon aus, dass zwischen uns was läuft, nur weil wir uns gut verstehen?“

Er zuckt mit den Schultern.

„Du bist heute nicht so gesprächig, was?“, fragt Rachel.

Heute. Der war gut.

„Wir wollen Ihnen da gar nichts unterstellen“, hat die Pflegekraft zu ihm gesagt. „Aber Sie müssen bedenken, dass wir unsere Sorgfaltspflicht verletzen würden, wenn wir das nicht überprüfen.“

Er hat sich gefragt, wie sie das anstellen wollen.

Früher hätte er diese Frage komisch gefunden, er hätte sich ausgemalt, wie Rachel und er zu Lügendetektortests geschickt werden. Wie zwei Pflegekräfte guter Cop, böser Cop mimen, wie sie Rachel und ihn gegeneinander ausspielen. Nur darauf warten, dass sie sich in Widersprüchen verstricken. Und wie sie, wenn nichts anderes mehr

hilft, in spärlich beleuchteten Verhörungszimmern gewaterboarded werden.

Rachel legt ihm eine Hand auf die Schulter, zieht sie aber sofort wieder weg und hält sie sich vor den Mund.

„Ein Glück“, sagt sie mit gespielt beschämtem Tonfall.

„Ein Glück was?“, fragt er.

„Ein Glück, dass es nicht der Oberschenkel war.“
Sie kichert und klopft ihm auf die Schulter.

7

Sein Alltag hier ist, zumindest auf dem Papier, strukturiert. Jeder Tag gleicht sich, nicht nur seiner Erkrankung wegen. Er steht auf, dann folgt:

Frühspurt (wenn er rechtzeitig aufsteht), montags bis freitags.

Dann, an wechselnden Tagen:

Einzeltherapie. Einmal die Woche.

Meditation. Zweimal die Woche.

Gruppentherapie. Einmal die Woche.

Kreativwerkstatt. Einmal die Woche.

Achtsamkeitstraining. Einmal die Woche.
Oberarztvisite. Einmal die Woche.

Und jeden Tag:

Frühstück: Zwischen acht und halb neun.
Mittagessen: Zwischen halb zwölf und zwölf.
Abendbrot: Zwischen halb sechs und sechs.

Krankheit und Struktur, dichtet er den Titel von Wolfgang Herrndorfs posthum erschienenem, letzten Buch um und denkt, dass er das komisch finden würde, wäre er gesund. Und er erinnert sich, dass Herrndorf sich am Ufer des Hohenzollernkanals in Berlin erschossen hat.

Wo hatte der eigentlich die Waffe her?

Er hat mal einen Artikel gelesen, in dem die Autorin schrieb, es sei eine 357er Magnum gewesen, ein Trommelrevolver, der jetzt im Deutschen Literaturarchiv in Marbach im Keller liege. Es sei die ehemalige Waffe eines GIs gewesen, die auf dem Schwarzmarkt gelandet sei, wo Herrndorf sie gekauft habe.

Woher wusste der, wo man den Schwarzmarkt für Handfeuerwaffen findet?

Und wenn er es nicht wusste, wie hat er das herausgefunden?

Man kann ja nicht einfach googlen: Wo in Berlin kann ich illegal eine Handfeuerwaffe kaufen?

8

Im ersten Eintrag seines Kliniktagebuchs heißt es:
Die Hauptaufgabe ist, mich so mögen zu lernen, wie ich bin. Ich bin gerade krank, und das ist okay. Ich bin deshalb nicht weniger wert.

Nur einen Tag später schrieb er:

Ich bin nichts wert.

*Ich bin nicht mehr ich, ich bin nur noch meine Symptomatik.
Wenn ich zu den Mahlzeiten meinen Namen auf dem Zettel lese, der auf meinem Tablett neben dem Essen liegt, überkommt mich ein Gefühl der Scham.*

Ich bin nicht zu Hause, ich bin in der Klinik.

Ich kann nicht arbeiten, keine Freunde treffen, keinen Sport machen.

Weil ich krank bin, weil ich nicht normal bin.

Normal zu sein heißt gesund zu sein.

Ich bin unnormal.

Der dritte Eintrag lautet:

Ich glaube, dass nur der Suizid eine wirkliche Lösung ist für all die Verzweiflung.

Wenn er das Tagebuch heute durchblättert, ist es fast ein bisschen witzig, wie oft da zu lesen ist, dass er es nun durchschaut habe, es jetzt aber wirklich verstünde. Dass er das schaffe. Dass er endlich wisse, wie er da wieder rauskomme.

Er hat nichts durchschaut, verstanden oder geschafft. Er weiß nicht, wie oder ob er da je wieder rauskommt.

Auf jedes Mal Hoffnung folgt Verzweiflung und auf Verzweiflung folgt Resignation.

Und doch glaubt er, wenn er Licht sieht, jedes Mal, dass er dem Tunnel dieses Mal entkommt.

Aber jedes vermeintliche Licht am Ende des Tunnels ist ein Zug.

Jedes Mal wird er von ihm erfasst und in einen Fleischsack voll hoffnungsloser Knochen verwandelt.

Immer ist es am Ende wieder dunkel, immer ist da wieder und immer noch Tunnel.

Fast nichts ist mehr da, fast alles weit weg.

Und dann geht alles zurück auf Anfang.

Der vierte Eintrag lautet:

Meine Angst fragt: Was willst du zehn Wochen hier, wenn sich eh nichts ändert? Bring dich lieber gleich um, dann musst du dich nicht noch wochenlang quälen.

9

Er weiß nicht, wie er sich das Leben nehmen würde. Erschießen ginge allein schon deswegen nicht, weil er nicht wüsste, wie er an eine Waffe kommen soll. In der Klinik gibt es keine Badewannen, daher fallen auch die Pulsadern aus.

Erhängen würde er sich zutrauen, denkt er, aber er wüsste auch hier nicht, wo. Er könnte es im Bad versuchen, aber sobald Rachel ins Bad will und er nicht reagiert, wenn sie anklopft, wird sie eine Pflegekraft holen und das war es dann mit dem Versuch.

Versuch ist eigentlich das falsche Wort.

Es ist ja kein Versuch. Es ist kein Hilfeschrei. Es ist die letzte Option.

Ist es doch, oder?

Er weiß es nicht.

Er weiß überhaupt nichts mehr.

Er weiß nur, dass er will, dass es aufhört.

10

Rachel sagt, das würde schon wieder.

Er versteht die Worte, rein inhaltlich zumindest.

Aber ihre Bedeutung dringt nicht zu ihm durch.

Genau das sei das Wesen der Krankheit, sagt Rachel. Dass man sich nicht mehr spüre, keinen Antrieb mehr habe, nur noch Traurigkeit und Verzweiflung empfinde. „Wenn man sich nicht mehr spürt, wie kann man da gleichzeitig etwas empfinden?“, fragt er und legt gespielt die Stirn in Falten. „Es wird“, wiederholt sie, „auch wenn das heißt, dass es nicht wird wie zuvor. Man ist nach einer Depression nicht mehr derselbe Mensch. Und manchmal muss man lernen, mit der Krankheit zu leben. Doch mit Therapie und Medikamenten geht das.“ „Und wenn es nicht wieder wird?“, fragt er.

Er solle sich ja nicht einfallen lassen, irgendetwas Dummes zu tun. Für einen Suizid, sagt er und bekommt sogar ein Lächeln zustande, sei er viel zu erschöpft. Auch Rachel lächelt. Siehste, scheint dieses Lächeln zu sagen, das wird schon wieder. Vielleicht hat sie recht. Hoffentlich.

11

Und dann geht alles zurück auf Anfang.